

Wissenschaftsbetrieb als Wissenschaftsvernichtung

Forschungsplanung und permanente Evaluation behindern Innovation

Albrecht Koschorke

Die deutschen Hochschulen haben sich in den vergangenen Jahren in Großbaustellen verwandelt: Durch die komplett neue Studiengangsstruktur und den Umbau der Hochschulen als Ganzen wird ein riesiger Apparat in Atem gehalten. Dienstrechtsreform und neue Besoldungsstruktur tun ein Übriges, um Unruhe, Desorientierung, Gerüchtbildung und einen schier unermesslichen Kommunikationsbedarf heraufzubeschwören. Längst greift die Bürokratisierung von der Verwaltung auf die Forschung über, mit dem Ergebnis, dass „Forschung“ fast schon zum Synonym für „Forschungsplanung“ geworden ist. Der vorläufige Gipfel dieser Entwicklung ist die „Exzellenzinitiative“. Die Aussicht auf das Prädikat „Elite“ und auf die damit verbundenen Fördermittel lässt eine Welle der Erregung über die deutschen Hochschulen schwappen. Die Entfesselung der Antragsprosa, die mit dem Wettbewerb um Geld und Ruhm einhergeht, raubt den besten Wissenschaftlern des Landes einmal mehr die letzte freie Forschungszeit eines ganzen Jahres, nämlich die Semesterferien. Dabei wird vergessen, dass die kostbarste Ressource im Wissenschaftsbereich intrinsische Motivation ist und eben nicht: Wettbewerb.

Das alles wäre vielleicht hinzunehmen, wenn es nur Ausdruck einer Übergangssituation wäre und danach Aussicht auf eine Normalisierung bestünde. Aber die Knappheit der Mittel wird einen Kräfte zehrenden Verteilungsstreit auf niedrigem Niveau zum alltäglichen Phänomen machen. Und damit stellt sich unweigerlich die heikle Frage nach der Effizienz von Kontroll- und Evaluierungsmaßnahmen. In meinen hier notgedrungen skizzenhaften Überlegungen möchte ich mich auf die These konzentrieren, dass Evaluation – so notwendig sie in bestimmten Abläufen sein mag – für sich genommen eine unproduktive Tätigkeit ist. Eine Philosophie der permanenten Evaluation zeitigt kontraproduktive Effekte und führt zu einer Serie von Paradoxien.

Die *inhärente Paradoxie* des Wissenschaftssystems besteht darin, dass es um die Produktion von Neuem geht, dass aber gerade das wirklich Neue vom jeweils gegebenen Wissensstand her inkalkulabel ist. Nun erliegen aber die öffentlichen Drittmittelgeber immer regelmäßiger der Versuchung, von „neutraler“ Qualitätsprüfung zu aktiver Forschunglenkung überzugehen, indem sie immer größere Forschungsverbünde entstehen lassen und immer häufiger Schwerpunktprogramme lancieren, um politische Impulse unterschiedlichster Art auf dirigistischem Weg in die langen Intervalle wissenschaftlicher Arbeit zu übersetzen. Wer die Antragspraxis hinter den Kulissen kennt, weiß, dass viele Projekte nur umetikettiert werden und Fassadentexte geschrieben werden, um die von oben oktroyierte Interdisziplinarität dem Schein nach zu erfüllen. Der Textaufwand der Antragsteller erhöht sich, die solche Fassaden errichten; parallel dazu wächst der Leseaufwand der Gutachter, die sie wieder einreißen sollen. So kann es dazu kommen, dass Innovationsplanung echte Innovation eher behindert als stimuliert.

Das führt mich zu dem *Gutachterparadox*: Da die Entscheidungsmacht über den Fortgang der wissenschaftlichen Entwicklung an diverse Gutachterkommissionen übergegangen ist, muss jedes größere Vorhaben jetzt im Kreis der Kollegen *mehrheitsfähig* sein, um Chancen auf Finanzierung zu haben. Das System wechselseitiger Begutachtung, das doch wissenschaftliche Exzellenz prämiieren soll, läuft daher Gefahr, Innovation nicht zu steigern, sondern zu reduzieren. Zugleich finden sich ja auch die Gutachter den Meinungskonjunkturen der *scientific community* unterworfen und lassen sich daher – das glauben zumindest die Antragsteller – mit den jeweils markt gängigen Begriffen ködern. Angesichts dieser Schleife von Erwartungen und Erwartungserwartungen sind die Anträge, die doch die Kreativität und Originalität ihrer Verfasser abbilden sollen, zu ei-

ner Textgattung von beeindruckend uniformem Charakter geworden.

Selbst wenn man vom Idealbild eines aufgeschlossenen, um größtmögliche Objektivität bemühten Gutachterteams ausgeht, bleibt das Grundproblem bestehen: Wie kann man, ohne in die Zukunft zu reisen, wissen, was im Rückblick Bestand haben wird?

Damit komme ich zu guter Letzt auf das *Antragsparadox* zu sprechen. Anträge sind eine eigentümliche Textsorte. Man hat eigentlich nur die Wahl, ihr Ziel nach der einen oder nach der anderen Richtung hin zu verfehlen. Entweder räumt man allzu offenherzig ein, dass man nicht weiß, was am Ende eines Projekts herauskommen wird. Oder man antizipiert die Forschungsergebnisse, und zwar in der Zeitform des *futur antérieur*: „Es wird am Ende des Projekts das und das herausgekommen sein“. Man läuft in die Falle, so oder so: Innovation ist nicht voraussagbar = kein Geld; das Voraussagbare ist nicht innovativ = auch kein Geld!

Für mich ergeben sich daraus einige einfache Konsequenzen: Sekundärprozesse im Wissenschaftsbetrieb – insbesondere Evaluationen – müssen einer mindestens ebenso strengen Effizienz-Analyse unterzogen werden wie die wissenschaftliche Tätigkeit selbst, damit Begutachtungsverfahren langfristig ein *Nebenschauplatz* bleiben. Zugleich sind Evaluationen so auszurichten, dass nicht Aktionismus prämiert wird, sondern *Nachhaltigkeit*. Was Hochschullehrer in Deutschland mitunter schmerzlich vermissen, ist ein Klima der *Achtung* gegenüber ihrem Tun, die sowohl den hektischen Interventionismus von Seiten der Politik wie auch die vielfältigen administrativen Zumutungen begrenzt und es erlaubt, wieder ruhige und konzentrierte Arbeitsbedingungen für alle Beteiligten herzustellen. Schließlich sollte, wer gute Forschung macht und/oder erfolgreich Drittmittel einwirbt, durch zusätzliche freie Forschungsphasen belohnt werden. Zeit, nicht Geld ist für Hochschullehrer *die* wahrhaft knappe Ressource!



Prof. Dr. Albrecht Koschorke ist Literaturwissenschaftler an der Universität Konstanz. Im Jahr 2005 erhielt er einen Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Aktualisierte und stark gekürzte Fassung eines Beitrags, der unter dem gleichen Titel in dem von M. Popp und C. Stahlberg herausgegebenen Band „Vertrauen und Kontrolle in der Wissenschaftsförderung“ im S. Hirzel Verlag 2006 erschien.